

Gut Stanillien

Gemeinde Frischenau, Kirchspiel Paterswalde

Das Gut Stanillien lag an der Landstraße von Wehlau nach Tapiau. Bis Wehlau waren es 4 Kilometer und bis Tapiau ca. 10-12 km. Stanillien war ein kölmisches Gut, um 1436 hieß es Stenilge und erst im 19. Jahrhundert Stanillien.



Auszug aus dem Messtischblatt - Das Gut Stanillien bei Wehlau

Mein Vater Arthur Müller (1875-1929) kaufte 1917 das Gut und bewirtschaftete es bis zu seinem Tod 1929. Vorbesitzer waren die Familien von Koenigsegg und Borbstädt, zu denen wir keine näheren Informationen vorliegen haben. Nach dem Tod meines Vaters führte meine Mutter Ruth Müller, geb. Bock (1895-1968) den Hof weiter. Der Ehe entstammen die Kinder Jutta/1925, Claus-Einhard /1926, Käte/1928 und Hanni/1929. Das Gut wurde nach dem Tode meines Vaters, Arthur Müller, bis zur Flucht mit Hilfe von Inspektoren weitergeführt. Der letzte Inspektor hieß Otto Olschewski.

Das Gutshaus wurde Anfang des 20. Jahrhunderts neu erbaut. Es lag in einem Park mit zwei großzügig angelegten Terrassen und herrlichen alten Bäumen. Eine halbrunde Gruppe von eng zusammenstehenden Eichen umgab einen Taufstein. Der Weg in das Haus führte über eine Freitreppe und eine Terrasse, deren Balustrade und Ecksockel mit steinernen Vasen verziert waren. An der Rückseite des Gutshauses befanden sich eine überdachte Holzveranda und eine Terrasse mit massiver Brüstung. Seitlich lagen der Küchenanbau und einige Räume für das Hauspersonal.

Die Größe des Gutes betrug 625 Morgen, davon waren der größte Teil Ackerland und Pregelwiesen. Zum Gut gehörte auch ein Waldstück, an dessen Rand sich der Rest eines Findlings befand, den ein Vorbesitzer sprengen ließ, um daraus einen Viehstall zu bauen. Manchmal besuchten uns Schulklassen, um den Findling und die blühende Fliederhecke anzusehen.

Die maschinelle Einrichtung entsprach der Größe der zu bewirtschaftenden Flächen - Trecker, Selbstbinder, Drillmaschinen, Grasmäher, Dampfdreschsatz u. a. Eine gutseigene Schmiede sorgte für das Beschlagen der Pferde und alle notwendigen Reparaturen. Die Pregelwiesen wurden für die Viehhaltung genutzt. Anfang der vierziger Jahre gab es auf dem Hof rund 13 Pferde, 45 Milchkühe und Jungvieh und bis zu 100 Schweine. Zusätzlich wurde Getreide- und Kartoffelanbau betrieben.



017-0055

Das Gutshaus Stanillien

Zum Zeitpunkt der Flucht im Januar 1945 waren auf dem Gut beschäftigt: Inspektor Otto Olschewski, Kämmerer Gustav Hinz, Melker Gustav Priwall mit seiner Frau Anna, der Schmied Walter Waschkau, sowie ein Schweinemeister, Gespannführer und Zeitbeschäftigte. In der Erntezeit waren auch Frauen und Familienangehörige mit eingespannt.

Im Herbst wurde das Erntefest gefeiert, eine alte Sitte war das Binden des Gutsherren oder der Gutsfrau aus Getreidehalmen.



017-0062 Auf der Terrasse des Gutshauses Stanillien



017-0066 Herrenzimmer im Gutshaus Stanillien

Die Jagd wurde von Rudolf Herrenkind, dem in Wehlau bekannten Jäger und Maler betrieben, es kamen auch andere Herren von außerhalb zur Jagd. Beliebt waren die Treibjagden, zum Schluss gab es Erbsensuppe aus der Gulaschkanne und die nötigen Getränke gegen die ostpreußische Kälte.

Im Sommer war das Baden im Pregel ein großes Vergnügen, im Winter liefen wir Schlittschuh auf den vereisten Teichen oder Pregelwiesen.



017-0068 Sitzplatz im Garten des Gutshauses Stanillien

Gerne erinnere ich mich an viele Fahrten mit dem Kutschwagen, Schlitten oder Fahrrad durch den Frisching in die Försterei Rosengarten zur Familie Kuhr. Unvergesslich sind mir die winterlichen Fahrten mit dem Pferdeschlitten durch die verschneite Landschaft.

Zur Volksschule gingen die Kinder zu Fuß nach Lindendorf, höhere Schulen gab es in Wehlau. Die über den Besitz verlaufende Bahnstrecke Königsberg-Gumbinnen war mit einer Schranke abgesichert, die von einem Bahnwärterhaus aus bedient wurde.

Für uns war die Welt auf dem Gut Stanillien in Ordnung - selbst in den Kriegsjahren - bis zum Januar 1945.

Ich besuchte damals in Königsberg die Handelsschule und wohnte in der Hauptstadt bei Bekannten. Zum Wochenende fuhr ich grundsätzlich nach Hause, diesmal mit der dumpfen Ahnung, dass auch wir jetzt fliehen müssten. Als ich in Wehlau in der Augkener Straße bei Schöns mein Rad abholen wollte, waren

diese mit dem Packen für die Flucht schon fast fertig. Voller Angst fuhr ich die letzten Kilometer nach Hause nach Stanillien und fand meine Mutter und Schwester ebenfalls beim Packen vor.

In unserem Haus herrschte ein heillooses Durcheinander. Die einquartierten Panzersoldaten bereiteten ihren Abzug vor, und der ganze obere Boden war voller Volkssturmmänner. Mir kam das Ganze wie ein Spuk vor und wollte mir einfach nicht in den Kopf. Trotzdem begann auch ich meine wichtigen Habseligkeiten zu verstauen.

Am Sonntag machten wir gegen den Willen des Inspektors die Wagen fertig. Die Panzerleute hatten erhöhte Alarmbereitschaft. Wir wollten gerade zu Abend essen, als plötzlich Frau Willutzky, Lehrerin aus Wehlau, ganz aufgeregt zu uns kam und uns mitteilte, dass Wehlau jetzt geräumt würde. Da kein Zug mehr fuhr, mussten alle zu Fuß gehen. Um 23.30 Uhr fuhren schon alle Panzer ab. Der Abschied fiel allen schwer, wir hatten uns so an unsere Einquartierung gewöhnt.

Langsam setzte sich dann auch unser Treck in Bewegung, wir kamen aber nur bis Sielacken und mussten dort bis zum nächsten Morgen warten. Kurt May und ich sind dann nochmal in der Nacht per Rad nach Stanillien zurückgefahren und fanden das ganze Haus besetzt. Überall, auch in meinem Bett, schliefen fremde Soldaten. Auch Frau Bok, die Mutter von Erika, trafen wir hier an. Sie hatte ihr Gepäck auf einem Handwagen verstaut und konnte nicht mehr weiter.

Am Montag 7.30 Uhr ging es dann von Sielacken weiter. Die Treckführung übernahm Herr Wittschorek aus Tiefenthamm. Wir fuhren zuerst noch per Rad, bis Imten waren wir 7 Stunden unterwegs. Da es mittlerweile kalt geworden war, haben wir unsere Räder auf den Wagen geladen und liefen nebenher, oder setzten uns auf die Wagen. Die Fahrt in der Nacht durch den Frisching war schrecklich. Sieben Wagen sind umgekippt, der schreckliche Weg wollte kein Ende nehmen. Morgens um 4.30 Uhr kamen wir in Kämmerbruch total erledigt an und fanden in einem Zimmer des Gutshauses Unterkunft. Einen Tag und noch eine ganze Nacht blieben wir dort und fuhren dann über Uderwangen nach Schrombehnen. Dort schliefen wir 3 Nächte im Schloss. Es herrschte ein reger Betrieb. Immerfort kamen Soldaten und Flüchtlinge. Die Gutsleute waren schon weg, aber die Wirtin und die Mädels waren sehr nett, und sie ermöglichten uns einmal sogar ein Bad.

Am Sonnabend, 27.1.45, trennten wir uns vom Treck und fuhren mit der Wehrmacht weiter. Wir kamen aber nicht weit, nach einem Kilometer standen wir von mittags 12 Uhr bis 23 Uhr nachts, bis es dann endlich weiterging. Allerdings kamen wir nur bis Graventhin. Dort mussten wir absteigen, weil Zivilpersonen nicht mehr mitgenommen werden durften. Bei der Kämmerersfrau

fanden wir gute Unterkunft. Am 29.01. ging es dann doch wieder mit Soldaten auf ihren Fahrzeugen weiter. Zuerst fuhren wir über Hußnehen bis Rositten. Hier wurden noch mehr Menschen auf das Fahrzeug geladen, so dass einer über dem anderen saß. Nach 2 Stunden ging es weiter bis Zinten. Unterwegs waren die ersten Wagen falsch gefahren. Im nächtlichen Zinten haben wir sie gesucht und auch gefunden. Quartier fanden wir im Wartezimmer von Dr. Grube. Auf dem Hof war eine Feldküche eingerichtet. Da bekamen wir auch mal etwas Warmes zu essen.



017-0067

Das Gutshaus Stanillien im Schnee

Am folgenden Sonnabend beschossen uns russische Flugzeuge mit Bordwaffen. Am Sonntag fielen einige Bomben, und in der Nacht von Sonntag auf Montag um 0.30 Uhr begann der sowjetische Angriff. An Schlaf war in dieser Nacht in unserem Keller nicht mehr zu denken. Morgens um 8 Uhr nahm die Intensität der Schießerei dann weiter zu. Es war so schlimm, dass wir mit unserem Ende rechneten. Gott sei Dank hielt das Haus stand, nur die Kellerfenster gingen zu Bruch. Viele Verwundete schleppten sich in den Keller. Mittags hielten wir es nicht mehr aus, und mit dem Nötigsten versehen verließen wir das Haus und zogen nun zu Fuß weiter. Jetzt wurden wir wieder von Tieffliegern beschossen und machten Bekanntschaft mit den Straßengräben, in denen wir Deckung suchten. Zum Glück kamen wir heil bis Stolzenberg. Dort fanden wir Unterkunft bei der Mutter von Erika, Dr. Grubes Hilfe, die auch mit uns auf der Flucht war. Nachdem wir uns ausgeruht hatten, machten wir uns am Mittwoch, 7. Februar, wieder auf den Weg. Mit einem Pferdefuhrwerk, das jemand aufgetrieben hatte, fuhren ältere Leute samt Gepäck bis Pellen. Alle anderen gingen zu Fuß. In

Pellen bekamen wir von der Wehrmacht ein anderes Wägelchen mit einem Pferd und zogen damit weiter. Da die Straße so verstopft war, blieben wir über Nacht in Deutsch-Thierau, wo uns die Flüchtlinge aus Labiau aufnahmen und uns sogar ein gutes Mittagessen mit einem Stück Fleisch kochten.

Am 8. Februar kamen wir über Rehfeld bis Woltersdorf. Nach langem Suchen fanden wir eine Unterkunft in Form von Strohsäcken und einem Bett. In Heiligenbeil trafen wir Frau Prust und Anneliese Sauff. Am 9. Februar erreichten wir dann nach einer Fahrt über das Eis des Haffes den Ort Narmeln auf der Frischen Nehrung. In Leysuhnen hatte die Wehrmacht noch mehr Flüchtlinge auf unseren Wagen gesetzt, die bis Narmeln bei uns blieben. In Narmeln übernachteten wir in der Küche eines Fischerhauses und schliefen auf dem Fußboden. Am nächsten Tag fuhren wir auf dem Eis weiter, weil die Straße gesperrt war. Es war so glatt, dass das Pferdchen immer ausrutschte und zusammenbrach, bis eine Frau dann ein anderes scharf beschlagenes Pferd auftrieb. Die Fahrt war sehr gefährlich, weil das Eis an vielen Stellen schon gebrochen war. Später mussten die Trecks dann wieder auf die Straße, wo wir am Ufer des Haffes bis Kahlberg weiterfuhren. Hier fanden wir Unterkunft in einer Jugendherberge, wo wir 4 Betten bekamen, und es außerdem warm war. Wir blieben noch einen Tag in Kahlberg, als dann aber die russische Artillerie den Ort beschoss, setzten wir uns am 12. Februar wieder in Richtung Westen in Bewegung. Zunächst fuhren wir noch mit dem Wägelchen, als aber alle Straßen verstopft waren, trennten Mutter und wir Schwestern uns von den anderen und gingen zu Fuß weiter. Nach großen Strapazen kamen wir in Bodenwinkel an. Zum ersten Mal erlebten wir, dass für Quartier gesorgt wurde. Bei einem Fischer kamen wir unter und erhielten sogar zwei Betten. Am nächsten Morgen standen wir 2 Stunden nach Brot an. Um 11.30 Uhr gingen wir bis Stuffhof bei Danzig weiter und wurden dort von einem Müller aufgenommen.

Organisiert ging die Fahrt dann am 14. Februar mittags 12 Uhr mit dem Zug weiter. Mit der Kleinbahn, im Viehwagen, fuhren wir bis zur Fähre in Nickelswalde, wo wir übersetzten. Leider kamen wir nicht mehr mit der ersten Fähre mit. Als wir dann mit der nächsten Fähre zum anderen Ufer kamen, war der Zug schon so voll, dass wir nur noch auf der Plattform Platz fanden. Für unsere Mutter, die inzwischen krank geworden war, war das eine ganz schlimme Situation.

In Danzig wurden wir zu unserem größten Erstaunen von der Partei und der NSV vom Bahnhof abgeholt und zu einem Auffanglager geführt, wo wir noch Suppe und Stullen erhielten. Es war das erste Mal, dass wir so nett aufgenommen wurden. Wir wurden in einem Kino einquartiert. Schlafgelegenheiten gab es nur für die Alten und die Kinder. Alle anderen saßen die ganze Nacht auf Stühlen.

Die Fahrt am nächsten Tag wurde schrecklich. Man „verlud“ uns in Viehwagen. Zuerst war es noch erträglich, alle sangen sogar! Aber nach einigen Stunden fingen die Leute an sich zu streiten, es wurde eine ganz furchtbare Nacht. Es gab keine Sitzgelegenheit. Wir sollten auf unserem Gepäck sitzen, aber wir hatten keines mehr. Fast alles war weg. Am anderen Morgen hielt der Zug in Kolberg. Wir sollten aufs Land gebracht werden und standen und warteten stundenlang auf eine Transportmöglichkeit, bis es uns zu bunt wurde und wir uns auf eigene Faust ein Quartier suchten und auch in der Wilhelmstraße fanden.

Am nächsten Tag schliefen wir erst einmal aus. Dank unserer Wirtin bekamen wir in einem Hotel ein gutes Mittagessen. Am Nachmittag gingen wir zum Abendzug nach Stettin und bekamen auch noch Plätze.

Andere Familien hatten schon zwei bis drei Tage gewartet. Erst spät in der Nacht kamen wir in Stettin an. Im Bahnhofsbunker warteten wir bis zum nächsten Morgen und fuhren dann mit einem Personenzug bis Hamburg, wo wir am 18. Februar eintrafen und ganz großartig aufgenommen wurden.

Im Wartesaal war eine Verpflegungsstelle eingerichtet worden. Kleine Kinder wurden dort auch gebadet usw. Mit der Straßenbahn fuhren wir zu einer Schlafstelle, mittlerweile war es Mitternacht geworden. Wir haben auf dem Stroh sogar gut geschlafen. Am 19. Februar sollten wir mit einem Transport weggebracht werden, aber wir hatten den Aufruf nicht gehört und mussten bis zum nächsten Tag warten.

Am 22. Februar 1945 hatten wir endlich unser Ziel erreicht und waren sehr froh darüber. Wir waren alle so kaputt, dass es eine ganze Weile gedauert hat, bis wir wieder wohlauf waren. Wir waren in Wittorf in Schleswig-Holstein bei einem kleinen Bauern untergekommen. Die Leute waren sehr nett, aber die Stube und die Knechtekammer, die wir zugeteilt bekamen, waren kalt, und Brennmaterial war knapp.

* * *

47 Jahre nach dieser Odyssee durften wir zum ersten Mal wieder unsere Heimat besuchen und mussten zur Kenntnis nehmen, dass von unserem früheren Besitz nur noch einige Fundamentreste vorhanden waren. Es wurde uns berichtet, dass die Russen in dieser Gegend Schießübungen durchgeführt haben. Die traurigen Reste der alten, ehemals herrlichen Bäume, die wir vorfanden, lassen vermuten, dass das wahr sein könnte.

Jutta Pape, geb. Müller
Meyerhofweg 3, 49086 Osnabrück